

Verschenkstory: DIE SCHWIEGERMUTTER



ARRANGEMENT: Kathrin Beil

(Südpfalz/ 1957)

Es war der Geruch der Hyazinthe, die vor mir auf dem runden Beistelltisch am Fenster stand.

Der süßlich-morbide Geruch, passend zur blasslila Farbe dieser Pflanze, die mich immer an Tod, Verwesung, Vergänglichkeit erinnert.

Eine Pflanze, die ich zum Geburtstag geschenkt bekam.

Passend zum Jahrgang, unbeabsichtigt? Memento Mori, bedenke, dass du sterben musst. Ich habe keine Angst vor dem Tod, nur vorm Sterben, das möchte ich ausdrücklich betonen, und die geschenkte Blume hatte mir ja auch Freude bereitet, denn sie kam per Fleurop und mit einer angehängten liebevollen Karte von Isolde, einer Kindheitsfreundin aus Pfälzer Tagen.

Der Geruch der Hyazinthe erinnerte mich daran, dass ich nun so alt war wie mein Vater, als er starb. 1984, mit 74 Jahren, war er sanft entschlafen, wie man so sagt. Der Geruch der Hyazinthe erinnerte mich aber auch daran, dass meine Mutter vor 11 Jahren, ausgerechnet an meinem Geburtstag, verstorben war. Ein makabrer Zufall oder eine Fügung mit höherer Bedeutung? Da Geburt und Tod nur zwei Seiten derselben Münze, genannt LEBEN sind, glaube ich immer mehr an die letztere Erklärung: es war eine Fügung mit höherer Bedeutung.

Doch zurück zur Hyazinthe, zur Pfalz und zu Isolde.

Isolde und ich waren nicht nur alte Schulfreundinnen, wir hatten nicht nur die Schulbank geteilt: die Doppelbank mit der schrägen Tischplatte und dem eingelassenen Tintenfass. Das war in den vier ersten Jahren in der Grundschule, damals

Volksschule genannt. Vier Klassen in einem Raum, betreut von einer einzigen Lehrerin, die, obwohl Witwe mit 3 Söhnen, von uns beharrlich und in aller Unschuld „Frollein“ genannt wurde. Unser südpfälzisches Dorf nahe der elsässischen Grenze war ein Hugenottendorf mit vielen Familien, die noch die ursprünglichen französischen Namen trugen: Bevier, Corneille, Montillon, Petillon, zum Teil aber ihre Familiennamen germanisiert hatten.

Aus Defièvre wurde Defieber, Guémar wurde nun zu Gemar. Isolde, meine beste Freundin, war eine Bauerntochter, und auch sie trug einen hugenottischen Namen: Disqué.

Wie bei Marcel Proust, in dessen weltberühmtem Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ der Duft und der Geschmack des Biskuitgebäcks „Madeleine“ den Protagonisten an seine Kindheit erinnert, so katapultierte der Duft der geschenkten Hyazinthe mich mit voller Wucht zurück in meine eigene Vergangenheit.

Eine Kindheitsepisode, die ich mit Isolde teilte, würde uns beide für immer verbinden.

Es war im Frühling 1957. Bald sollte ich nun von der Volksschule ins Progymnasium nach Bergzabern überwechseln.

Isolde, das war beschlossene Sache, würde auf der Dorfschule bleiben und für die letzten 4 Jahre ihrer Schulzeit lediglich in den Raum überwechseln, in dem die „Großen“ untergebracht waren, unterrichtet von dem „Herrn Lehrer“.

Isolde und ich ahnten mit dem untrüglichen Instinkt, der Kindern und Tieren zu eigen ist, dass unsere Tage als enge und „beste“ Freundinnen gezählt waren.

Isoldes Eltern fehlte es schlicht und einfach an den finanziellen Mitteln, die einzige Tochter aufs Gymnasium zu schicken, denn der kleine Landwirtschaftsbetrieb warf nicht genug Gewinn ab für solche „Extratouren“, wie Isoldes Vater es nannte. Einige kleinere Felder für Kartoffeln, Mais und Zuckerrüben, 5 Kühe und etliche Hühner, aber nur ein einziger Weinberg und ein überschaubares Tabakfeld sorgten für den Unterhalt der Familie. Selbst die reichen Winzer und Tabakbauern des Dorfes taten sich schwer, ihre Kinder auf die „höhere Schule“ zu schicken, denn solche Spirenzchen taugten wohl für die Kinder des Landarztes, des Apothekers, des Lehrers und des Dorfpfarrers, nicht aber für die „arbeitende Bevölkerung“. So würde ich mich als Tochter des Pfarrers bald trennen müssen von meinen Freundinnen der Volksschule, vor allem aber von Isolde.

Jener Tag im Frühling 1957 begann damit, dass gleich drei Familienoberhäupter bei uns im Pfarrhaus den Tod von Angehörigen meldeten.

Mein Vater würde in den nächsten Tagen viel zu tun haben. Bei den Toten handelte es sich um ältere Menschen, denn eine unverhofft späte Grippewelle raffte vor allem die Schwächeren dahin. Isolde hatte an jenem Tag, dem 5. März, Geburtstag,

und wegen der hohen Ansteckungsgefahr war ich als ihr einziger Gast eingeladen worden, vielleicht aber auch wegen der Sparsamkeit aus Not.

Die Grippewelle lieferte Isoldes Eltern einen Vorwand, die Zahl der Gäste klein zu halten. Sehr klein. Ich freute mich auf das „Fest“, denn Isoldes Mutter war eine wundervolle Bäckerin. Es gelangen ihr überraschende Leckereien, obwohl es kein Geheimnis war, dass ihr Mann sie knapp hielt und beim Haushaltsgeld knauserte, wo es nur ging. Isolde hatte mir schon morgens in der Pause verraten, dass ihre Mutter heute etwas ganz Besonderes vorbereitet hatte, das eigentlich gar nicht für Kinder, sondern für Erwachsene gedacht war.

Ich platzte schier vor Neugier, als ich am kleinen, mit Reben bewachsenen Fachwerkhaus ankam, über dessen Eingang in verschnörkelter Holzgravur die Inschrift prangte: Adam und Elisabetha Disqué - 1807.

Als ich das schwere Eichentor öffnete, kam mir stürmisch der große Wuschelhund Hektor entgegengelaufen und hätte mich vor lauter Ungestüm und Liebe fast umgerannt.

Das Geburtstagspäckchen für Isolde fiel mir aus der Hand, doch zum Glück war nichts Zerbrechliches drin. Die Strickliesel, das Buch „Gisel und Ursel am Rhein“ und die Tafel Schokolade Marke Toblerone Trauben-Nuss - Isoldes Lieblingssorte - waren sorgfältig in Herzchenpapier eingewickelt. Die gute Stube, heute zu Isoldes Ehren mit einigen bunten Luftballons geschmückt, war sogar noch ein wenig geheizt. Ein Holzkranz

mit 10 Kerzen darin stand auf dem etwas wackligen großen Weichholztisch, daneben eine lila Hyazinthe, die einen merkwürdigen Duft verbreitete, wie mir schien.

Isolde war hocheifrig über meine Geschenk. Als Kind großzügiger Eltern und als Pfarrerstochter hatte ich nie sparen müssen und nie sparen wollen. Ich schenkte gerne, und diese Eigenschaft ist mir bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, mir und anderen zur Freude.

Ich durfte als Gast auf dem Sofa Platz nehmen, das etwas abgewetzt war und dennoch gemütlich, drapiert mit bunt bestickten Kissen und Deckchen.

Isoldes Mutter war nicht nur eine begnadete Bäckerin und Köchin, sondern sie stellte auch wunderhübsche Handarbeiten her.

„Frau Disqué kommt aus der Batschka, da machen die Frauen so schöne Stickereien“, hatte meine Mutter mir einmal gesagt. Das Wort „Batschka“ fand ich lustig, und meine Eltern erklärten mir, dass Frau Disqué eine Flüchtlingsfrau war, die 1944 aus dieser Gegend, die im Osten lag, irgendwo bei Ungarn, vertrieben worden war und dann in den Bauernhof hineingeheiratet hatte.

Ich wollte Näheres wissen über die Flüchtlinge und die Gründe für ihre Vertreibung, aber meine Eltern lenkten ab, sahen sich sehr merkwürdig an und verstummten dann.

Das war wohl wieder eines dieser Erwachsenenengeheimnisse, und ich

spürte, dass es besser war, nicht länger nachzufragen.

Frau Disqué mochte ich sehr gut leiden: sie war eine sehr hübsche junge Frau mit weizenblonden Haaren, die sie zu einer Art geflochtener Krone hochgesteckt trug. Ihre Augen waren hellblau und strahlend. Sie lachte oft, obwohl mein Vater einmal gesagt hatte, sie habe nichts zu lachen bei diesem Waschlappen von Ehemann, der unter der Fuchtel seiner herrschsüchtigen Mutter stehe, der „alten Disqué.“

Emil Disqué, Isoldes Vater, war ein seltsamer Mensch, der mir immer ein wenig Furcht einflößte. Seine schwärzlichen Augen unter dichten buschigen Augenbrauen blickten finster und vermieden jeglichen Blickkontakt, als habe er etwas zu verbergen.

Isoldes Mutter kam nun in die gute Stube, stellte einen Marmorkuchen auf den mit einer hübschen Stickereidecke geschmückten Wackeltisch und füllte uns Kindern Tee in die Sammeltassen, die zu Isoldes Ehrentag aus der Vitrine geholt worden waren.

„Die Überraschung kommt noch“, sagte Frau Disqué. „Mein fruchtiger Nachtisch.“

„Nicht für Kinder, sondern eigentlich für Erwachsene?“ fragte Isolde.

„Ja, genau, zur Feier des Tages, mein Liebes“, antwortete Frau Disqué mit einem Lachen.

Bei dem Wort „Überraschung“ ging die Tür auf, und ich erschrak.

Isoldes Großmutter, „die alte Disqué“, wie sie im Dorf genannt wurde, trat polternd in die Stube.

„So, so, ein Nachttisch für Erwachsene, bestimmt mit Alkohol, und das an einem Kindergeburtstag?“ Die Stimme der alten Frau überschlug sich fast vor Entrüstung. „Typisch. Was sind das für fremde Sitten?“ fragte sie mit einem vorwurfsvollen Blick in Richtung Schwiegertochter, deren hübsches Gesicht sich mit Schamesröte überzog. Sie nestelte nervös an den Schnüren ihrer bunt bestickten ungarischen Bluse und zupfte sich den gefältelten langen Rock aus schwarzer Seide zurecht.

Die Schwiegermutter, eine mächtige, unförmig dicke Frau mit schnabelförmiger Nase und einer dunklen Warze am Doppelkinn, ließ sich in den Armlehnsessel fallen, der unter der Last etwas knarrte. „Der Überraschungsnachtisch wird dir auch schmecken, Mutter“, antwortete die junge Frau Disqué mit ihrer zarten Stimme und versuchte, dabei zu lächeln. „Du magst doch Löffelbiskuits und süße Cremes, und der Alkohol hat sich verflüchtigt, der wird den Kindern nicht schaden.“

Die alte Disqué, immer noch missbilligend dreinschauend, erwiderte voll unverhohlener Neugier: „Naja, dann wollen wir mal sehen, was man als Flüchtling alles so gelernt hat bei uns hier in der schönen Pfalz.“

Ich bemerkte, wie die Hände von Isoldes Mutter sich im bestickten Tischtuch festkrallten. Bis unter den blondgekräuselten Haaransatz stieg erneut eine Röte auf, und

die junge Frau biss sich auf die Lippen, setzte sich betont langsam und ruhig hin und sagte:

„Ich habe viel gelernt von Euch, sehr, sehr viel.“

Sie lachte ein wenig nervös, zündete die Kerzen auf dem Holzring an und sprach ganz sanft: „Und nun fangt mal an mit dem Kuchen. Ich gehe derweil in die Küche und richte die Krönung her, den fruchtigen Nachtsch. Das heißt, ich muss ihn nur noch aus dem Bosch-Kühlschrank holen und verteilen. Hier ist schon mal dein Kaffee, ich brühe noch welchen auf für Emil. Ach, und für Euch Mädchen gibt es nachher noch Libella-Limonade. Und hier Euer Tee.“

Isolde, die mich während der vorangegangenen hässlichen Szene stumm angeschaut hatte, lachte befreit auf. Alles schien wieder in bester Ordnung zu sein.

„Und das Gebet für Kuchen und Tee und Kaffee?“ ließ sich die alte Disqué nun vernehmen, und sie faltete die dicken, fleischigen Hände und schaute lauernd zu ihrer Schwiegertochter hin, die ihre Handflächen gegeneinander hielt, wie es Katholiken beim Gebet tun. „Das musst du noch üben, Schwiegertochter. Das richtige Händefalten. Wir sind hier in einem protestantischen Dorf, nicht bei Euern Papisten aus der Batschka oder dem Banat, wo du herkommst.“

Zögerlich faltete die junge Frau Disqué die Hände, und dann sagte sie mit leicht zitteriger Stimme und viel zu schnell: „Lieber Herr Jesus, sei du unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast. Amen.“

Dann ging sie eilig in die Küche hinüber.

As sie kurz darauf mit dem neu aufgebrühten Kaffee zurückkam, waren ihre Augen rot und die Lider geschwollen.

Wir Kinder hatten mittlerweile unser Stück Marmorkuchen verzehrt. Die alte Disqué war schon beim dritten Stück angelangt. Die Tür ging auf, und Isoldes Vater trat in die gute Stube. Er ging direkt und freudig auf seine Mutter zu, die gerade dabei war, den Kuchen kritisch zu begutachten: „Der ist aber klotzig, hast du das Backpulver vergessen?“ sprach sie zu ihrer Schwiegertochter.

„Probier mal, Emil, da ist doch was daneben gegangen.“

Sie hielt dem lieben Herrn Sohn ein Stück, aufgespießt auf der Kuchengabel, hin.

„Ja, gar nicht locker“, pflichtete er seiner Mutter bei. „Was hast du da wieder gemacht, Irmtraud? Ein ungarisches Rezept? Oder ein rumänisches? Aus der Batschka oder dem Banat?“ Er lachte laut schallend, und die Alte stimmte mit ihrer tiefen Stimme ein.

„Das ist **dein** Rezept, Mutter“ sagte Irmtraud Disqué, zur Schwiegermutter gewendet. „Ein pfälzischer Marmorkuchen.“

„Ich hab ihn gemacht wie immer. Aber wenn Euch der Kuchen nicht schmeckt, den Überraschungsnachtisch werdet Ihr mögen.“

Sie verschwand flink in der Küche und kam bald darauf mit einem großen Tablett zurück, auf dem 5 Nachtischgläser aus verschieden farbenem Glas standen.

Die sahnige Masse, mit Löffelbiskuits und halbierten Weintrauben verziert, sah verführerisch aus und roch ein klein wenig nach Orangen.

„Orangen?“ rügte die Schwiegermutter. „Und die Trauben gibt es bei uns doch erst wieder im Herbst. So ein Luxus.“

Sie sagte tatsächlich **Luxius**, und ich musste mich zusammennehmen, um nicht zu grinsen.

„Das ist ein ganz klein wenig Orangenlikör und der Saft einer einzigen Orange, und die Trauben sind aus dem Einmachglas. Unsere Trauben vom letzten Herbst“, rechtfertigte sich Isoldes Mutter.

Ihre Stimme bebte dabei leicht, ganz leicht.

In strafendem Ton sagte die alte Disqué zu ihrem Sohn, der sich wand wie ein Wurm und der den Blicken seiner Mutter auswich:

„Du bist einfach zu großzügig mit der ... der Hergelaufenen. Hergelaufen ohne Mitgift“ Sie holte kurz Atem und setzte noch eins drauf: „Ein Flüchtling halt.“

Sie hätte vielleicht noch weitergeredet, aber insgeheim schielte sie gierig auf das Tablett mit dem Überraschungsdessert.

Isoldes Mutter verteilte die bunten Gläser vorsichtig und langsam, und ich bemerkte ein leichtes Zittern in ihren Händen wie vorhin in ihrer Stimme.

Das hellblaue Glas stellte sie vor ihrem Mann ab, das rosafarbene vor Isolde und das rote vor mir, das grüne vor ihrer Schwiegermutter, und das gelbe Glas war für sie selbst.

„Grün, deine Lieblingsfarbe, Mutter,“ sagte sie.

„Stimmt. Grün ist die Hoffnung.“

Ausnahmsweise gibt sie der armen Schwiegertochter mal recht, dachte ich.

Kein Wort des Lobes über den köstlichen Nachtisch kam über die Lippen der alten Disqué, aber auch kein Ton der Kritik oder des Protests. Keine Beleidigung. Doch ganz ohne Herummäkeln ging es dann doch nicht ab.

„Hoffentlich vertragen meine Magengeschwüre die schwere Kost“, bemerkte die Alte, löffelte dabei aber begierig den Nachtisch in sich hinein.

Schwer ächzend erhob sie sich aus ihrem Armlehnsessel, gestützt von ihrem Sohn.

„Ich leg mich ein wenig hin. Das üppige Essen“.

Sie ließ sich hinüberführen auf ihr Altenteil, wo sie seit geraumer Zeit wohnte, einem Zimmer oberhalb der Heuscheuer.

Isolde und ich atmeten erleichtert auf. Wir spielten Mensch ärgere dich nicht, und wir tobten mit Hektor, der sich die ganze Zeit über in der hintersten Ecke verkrochen hatte und sich erst jetzt wieder hervorwagte, nachdem der Bauer und seine Mutter hinausgegangen waren. Tiere spüren die Nähe böser Menschen und nehmen sich vor ihnen ich acht.

Isoldes Mutter räumte den Tisch ab, und wir hörten es in der Küche

scheppern und klappern. Nach einer Weile kam sie mit dem Tablett voller funkelnder Gläser, Tassen und Teller in die gute Stube und stellte alles zurück in die Vitrine.

„Und hier, die versprochene Libella - Limonade“, sagte sie und stellte die gelbe, geriffelte Flasche und 2 Gläser vor uns hin.

Wir waren begeistert. Libella gab es nur zu besonderen

Anlässen

für uns Kinder.

Sie setzte sich aufs Sofa neben uns:

„Ein schöner Geburtstag“, sagte sie und seufzte dabei. Es klang irgendwie erleichtert und froh.

Hektor trottete zu ihr hin, legte seinen großen schweren Kopf in ihren Schoß und blickte sie aus seinen treuherzigen Hundeaugen an, während auch er einen tiefen Seufzer von sich gab.

Am nächsten Morgen fehlte Isolde in der Schule, der Platz neben mir in der Doppelbank blieb leer.

„Isoldes Großmutter ist heute Nacht gestorben“, sagte das „Frollein“.

Oh, die Magengeschwüre, dachte ich. Da hat sie das Essen doch nicht so gut vertragen.

Emil Disqué kam am Nachmittag zu uns ins Pfarrhaus, um den Tod seiner Mutter anzumelden.

„Wieder ein Opfer der Grippewelle“, sagte mein Vater.

„Ja, das hat der Arzt auch gemeint“, bestätigte Emil Disqué.

Ein paar Tage nach dem Begräbnis der alten Disqué fragte mich Isolde in der Pause, ob ich ein Geheimnis bewahren könne.

Sie habe mir etwas zu zeigen. Wir verabredeten uns nach dem Hausaufgabenmachen im Mühlhofer Wäldchen.

Ich wartete schon eine ganze Weile, als Isolde in Begleitung von Hund Hektor endlich, vom Bruch herkommend, auftauchte. Wir setzten uns auf einen Baumstamm.

Isolde holte etwas Knisterndes aus ihrer Jackentasche.

Es war ein Zeitungsartikel aus der „Rheinpfalz“.

„Das hab ich in der Nachttischschublade meiner Mutter gefunden“, sagte Isolde. Ich hab Taschentücher gesucht, und da war das hier untendrunter gelegen.“

Der Artikel war einige Wochen alt, und die Überschrift stach mir in die Augen:

„Parathion, ein Modegift“.

Das im Wein-und Obstbau verwendete Pflanzengift zur Insektenbekämpfung – E 605 genannt – entwickelt sich laut der Polizeibehörde Rheinland-Pfalz zum Modegift.

Seit einigen Jahren sollen demnach Suizide und Morde mit diesem Gift begangen worden sein, da es optisch neutral und auch

geruchsneutral und nicht nachweisbar ist. Es ist vor allem ein bei Frauen beliebtes Mordinstrument geworden und heißt daher auch „Schwiegermuttergift“.

Die Worte „Schwiegermuttergift“ und „nicht nachweisbar“ waren eingekreist.

Wir schauten uns stumm an, dann brach Isolde das Schweigen:

„Ob es der Kaffee war?“

„Dann hätte doch auch dein Vater“

„Der Kaffee für meinen Vater war extra aufgebriht.“

„Oder aber ...“ ich hielt inne.

„Ja, grün ist die Hoffnung“, murmelte Isolde.

„Es bleibt unser Geheimnis, für immer. Ich versprech `s“, sagte ich und legte meinen Arm um Isoldes Schulter.

Hektor, der gerade in der Erde buddelte, hielt inne und trottete zu uns herüber. Er blieb zu unseren Füßen liegen und gab einen tiefen Hundeseufzer von sich.

Ich schaue auf die Hyazinthe, die vor mir auf dem runden Beistelltisch steht. Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Winzer, die im Dorf meiner Kindheit und Jugend, mit ihren Blechkanistern auf dem Rücken und auf ihren Traktoren sitzend, an unserm Pfarrhaus vorbeiratterten, hin zu ihren Weinbergen, wo sie

Ihrer Arbeit nachgingen. Das Modegift, es war in jedem Winzerhaushalt zu finden damals.

Ich nehme die Hyazinthe und trage sie hinaus. Ich kann ihren Geruch nicht ertragen.

REZEPT

Fruchtiger Nachtisch: Weincreme mit Biskuits

Zutaten:

6 Blatt weiße Gelatine

4 Eigelb

75 gr. Zucker

Vanillezucker

½ l herber Weißwein (z.B. Riesling oder Grauer Burgunder)

Saft von 1 Orange und 1 Zitrone

2 Eiweiß

½ l Sahne

12 Löffelbiskuits

2 Schnapsgläser

Orangenlikör

250 gr. blaue Trauben

Eigelb mit dem Zucker in einer feuerfesten Schüssel schaumig rühren, den Saft und Wein zufügen, im Wasserbad cremig schlagen, die eingeweichte, zerdrückte Gelatine darin auflösen. Erstarren lassen. Eiweiß und Sahne steif schlagen. Erst den Eischnee, dann die Sahne kurz vor dem Festwerden unter die

Creme ziehen. Löffelbiskuits mit Orangenlikör beträufeln. Die Hälfte der Creme in Gläser füllen, darauf die Löffelbiscuits legen, mit der restlichen Creme bedecken. Kühl stellen. Die Weintrauben waschen, halbieren und entkernen. Die Creme damit verzieren.

aus: „Schorleblues“, 25 Krimis und Rezepte aus der Pfalz, Wellhöferverlag Mannheim, 2021



NEU: *Im Wein liegt die Wahrheit? - Das mag sein, aber in der Schorle?*

Die Dosis macht das Gift und zuviel Alkohol sollte man auf alle Fälle meiden, das ist klar. Nur, was ist davon zu halten, wenn der Genuss einer Schorle tödlich endet, und selbst ein Wochenendausflug in die Pfalz und die Einkehr in eine beschauliche Weinstube unheilvoll enden? Es scheint nicht alles mit rechten Dingen zuzugehen in der Pfalz, glaubt man den Autorinnen und Autoren, die spannende Geschichten und schmackhafte Gerichte auftischen. Und da stellt sich natürlich die Frage: Kann man sich bei alledem noch auf die nächste Schorle freuen? Wir glauben schon, aber, wie heißt es doch so schön: Vorsicht ist die Mutter der Weinkiste! >>> [bestellen](#)

Buch bestellen >>> [hier klicken](#)